



Der Handschuh.

Nur Wenige, die einen Handschuh kaufen. — führt Edward Wertheimer in der 'Neuen Freien Presse' aus — denken auch daran, daß er eine reiche Vergangenheit hinter sich habe, daß seine Geschichte auf die launenhaften Sprünge der Mode mancher Streiflichter wirft. Es läßt sich bis jetzt wenigstens — nicht feststellen, wann zuerst die Sitte aufkam, die Hände zu bedecken. nach provencalischen Dichtungen soll Ritter Hein den ersten Handschuh getragen haben. Diese Angabe gehört jedoch in den Kreis der Sage. Es ist nicht einmal bestimmt, ob diese Mode weltlichen oder kirchlichen Ursprungs sei. So viel ist gewiß: unter Ludwig dem Gutmüthigen und Karl dem Kühnen kam schon den Unterschied von Sommer- und Winterhandschuh, und die Chroniken der Kirche erwähnen eines gewissen Luxus, der seitens der höheren Geistlichkeit mit dem Handschuh getrieben wurde. Natürlich sahste dies zu Verboten. Ein Concil unterlag dem Gebrauch weißer Handschuhe; den Heben der Weiße Citauz ist es nicht gestattet, mit Pelzhandschuhen zu reiten, und der König Philipp (1184) wirt den Mitgliedern des Alenx überhauvt vor, daß sie weiße Kleider tragen und „behandschuh“ einhergehen. Mit dem neuen Kleidungsstille waren schon sehr früh gewisse Gebräuche verbunden. Nach dem 'Sachspiegel' galt es als Symbol einer anzulebenden Stadt, auch als Zeichen der Huldbigung. Für letzteres genit das Rolandelied. Der Held desselben beichet vor seinem Tode und bietet schließlich voll Ergebung mit der rechten Hand Gott seinen Handschuh dar, den herbeigekommene Engel entgegennehmen. In neuerer Zeit wurde einmal, wenn auch nicht direkt der Handschuh, so doch dessen zufällige Farbe zum Ausdruck eigenthümlicher Huldbigung, und zwar von Paul I. von Rußland benutzt. Dieser ließ nämlich die Facade des Michaels-Palastes, in dem er hernach er-mordet wurde, roth anstreichen, weil dies, wie ein Ge-laubter berichtet, die Farbe der Handschuhe war, welche die Waitresse des Kaiser, die Fürstin Sagarin, an jenem Tage trug, an welchem über den Antritt des Palastes verhandelt wurde. War jedoch die Darbietung des Handschuhes das Symbol der Huldbigung, so bedeutete dagegen das Hinwerfen desselben Hohn. Auch bei der Vereichung des Doktor-turzes spielte er eine Rolle. In frühren Jähren wurde nämlich in Viehen dem neuen Doktor als einem „Vert-iker der Wissenschaft“ ein Paar Handschuhe überreicht. Man bediente sich derselben bei den Gottesurtheilen und Solbatenverwunden, dergleichen bei Belohnungen. Wenn früher die Fürsten kirchliche Beneficien vergaben, so in-vestirten sie den betreffenden Prälaten mit einem Paar Handschuhe. In Folge dessen figuriren sie im elften Jahrhundert als stürzende Stiele. Man fand davon mehrere in den Särgen von Bischöfen und Vätern. Auf dem Rücken sind sie mit einem in Gold gestickten Kreuze ver-sehen, das ein Heiligthum umgibt. Aber auch bei minder guten Jweden fanden die Handschuhe Verwendung. Unter Königin Elisabeth von England kam die Sitte auf, den Bischöfen Handschuhe beizulegen; allerdings wurden dieselben mit Geld gefüllt, um — die Richter geü-ger zu machen. In Wien konnte man die Kunst man-cher einflussreichen Dame durch Erkennung dieses beliebten Toilette-Artikels erkennen. So wenigstens war es zur Zeit Abraham a Sancta Clara's, bei dem es heißt: „Der Heinrich von Zimmelseld — ist wohl unbedeutlich ge-legen; aber dieses Wunder haben die Handschuhe ge-macht; er hat der gnädigen Frau, durch welche Alles geht, auf ein Paar Handschuh gependiret.“ Der Handschuh wurde aber nicht nur bei Vestechungen, sondern auch bei Vergiftungsversuchen gebraucht. Wie man sich zur Vernehmung seiner Feinde vergifteter Dolche, vergifteter Briefe, vergifteter Bücher bediente, ebenso auch vergifteter Handschuhe. Katharina von Medicä scheint diese Kunst nach Frankreich verpflanzt zu haben, und man übte sich auch noch zur Zeit St. Simon's; wenigstens erzählt er in seinen Memoiren, daß ein Herr v. Hauterive, kurz nachdem er ein Paar Handschuhe angelegt, plötzlich unter Symptomen starb, die deutlich erkennen ließen, daß er vergiftet worden. Das Wort „Handschuh“ bekam noch einen anderen Sinn. „Handschuhmacher“ galt in früherer Zeit als gleichbedeutend mit „Stehlen“. Um eine zarte Behandlungsweise anzudeuten, sagte man: „Es will mit Handschuhen angefaßt sein.“ Von Napoleon I. hieß es: „Er regiert mit eigener Hand, nur mit einem launigen Handschuh darüber.“ Mitunter fiel dem Handschuh auch die Rolle des Rächers zu. Hierüber findet sich in den Memoiren Grammont's (über den Hof Karl's II.) ein nettes Geschichtchen. Eine vornehme Engländerin, die einer hübschen, aber sehr eiteln Hofdame einen Streich spielen wollte, schickte dieser im Namen eines englischen Verechers ein Paar Handschuhe à la Martial, wie sie damals modern waren, mit der Bitte, die als Erkennungszeichen auf der nächsten Hof-masquerade zu tragen. Das Billet-doux enthielt überdieß die galanten Wo.te: „Diese Handschuhe werden die schön-sten Hände der Welt küssen.“ Ein ganz gleiches Geschen-jendete sie, gleichfalls im Namen desselben Verechers und

mit der gleichen Einladung, einer Rivalin der Hofdame. Als man diese auf der Masquerade ihren vermeintlichen Verecher erblickt, eilt sie ihm entgegen, um ihm recht aus-fällig ihre „siegreichen Hände“ entgegenzustrecken. Aber wie erkant ist sie! Sie sieht noch eine Dame auf den betreffenden Cavalier in ebenso auffälliger Weise zuzustre-ten und siegreiche Hände entgegenstrecken. Aber das Erlau-ner verwandelt sich bald in Jörn, und ein heftiger Jank heider Hofdamen war die Folge, welcher der Umgebung willkommnen Stoff zuärer Unterhaltung bot.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die romantische Ga-lanterie der Mitterszeit dem Handschuh zuerst höhere Be-deutung verlieh. Dem beliebten Ritter galt dies Klein-gegenständ seiner Angebeteten als kostbare Liebesgabe. Im fünfzehnten Jahrhundert ist der Handschuh eine unentbehr-liche Ergänzung der vornehmen Tracht: er wird zum Luxusartikel. Man parfümirte ihn, wie man damals Alles parfümirte: Speisen, Geländendüfte, ja selbst zum Reiten bestimmte Mantelröhre. Welch hohen Werth die parfümir-ten Handschuhe hatten, erweist man daraus, daß Henriette von Frankreich, die 1625 Karl den I. von England heirathete, zu ihrer Ausstattung deren nicht mehr als sechs Paar erhielt. Aber man trug sie nicht nur parfümirt, son-der auch reich mit Schmuck besetzt. Die erste Gemahlin Heinrich's IV. von Frankreich schmückte sie mit Diaman-ten; und von einer italienischen Detäre sagt Thomas Gar-zonus (1580) bei Beschreibung ihrer Toilette: „Allo findet man auch hier nicht nur prächtige, mit Seide, Gold und Perlen gefüllte Handschuhe.“ Die Mode, sie zu parfümir-en, erregte jedoch das Aergerniß der Moralisten. „O verfluchte Handschuhe!“ — rief Abraham a Sancta Clara „was Uebels habt ihr schon in der Welt gekostet, ihr seid nicht weniger schädlich, als jeder eiserne Handschuh, mit dem der gottlose Malchus Curius dem Herrn in das heiligste Angeicht geschlagen.“ Und von den Fabrikanten selbst sagt er: Was hilft es sie, wenn sie riechende Hand-schuhe verkaufen und daneben ein stinkendes Gewissen tragen.“

In neuerer Zeit nimmt die übermäßig luxuriöse Aus-stattung ab, ist aber noch immer kostspielig genug. Julius Möser läßt in seinen „Patriotischen Phantasien“ einen Bürger über den Paß seiner Frau klagen, die „für ein Paar sammetne Winterhandschuhe mit massiv silbernen Knöpfen 3/4 Thaler zahlt. Im Anlange dieses Jahr-hunderts sind sie kein Gegenstand besonderen Prunks mehr. Aber man legt sehr großen Werth darauf, sie aus bester Quelle zu beziehen. „Wenn eine Dame nach der Mode“ — heißt es in einem Pariser Modebericht von 1806 — „bei der ersten Aufführung eines Stückes am Abend er-scheinen will, schafft sie sich am Morgen eine Robe von Madame Germon, Handschuhe von Laboulaye, Schuhe von Perbey, einen Hut von Leroy und eine Loragette von Ber-den an. Farbe der Fuß- und Handbedeckung müssen nun übereinstimmen. Auch andere Modebegehrte gab es. So mußten die Glacehandschuhe für den Promenade-Anzug einer vornehmen englischen Dame von der Farbe des Ober-rothes sein.

Natürlich machte die Mode die Handschuhe zur Dienerin der Etiquette. So gehörte es im sechszehnten Jahrhun-dert zum guten Tone, dieselben bei Besuchen abzulegen; auch durften sie beim Tanzen nicht benutzt werden. Im Norden hätte man es als Verletzung der Ehrfurcht ange-sehen, höher gestellten Persönlichkeiten gegenüber mit be-deckten Händen zu erscheinen. Auch war es wider alle „Grenztüfamelei“, vor dem Betreten der Kirche nicht die Handschuhe abzulegen. Alle Gemälde belehren uns dar-über ebenfalls. Wir sehen, daß eine vornehme Italienerin des fünfzehnten Jahrhunderts über ihrem Handschuh auf dem rechten Zeigefinger einen goldenen Ring trägt; eine andere aus dem sechszehnten Jahrhundert, die ihn in der Hand hält.

Unter der Regierung Heinrich's III. von Frankreich leg-ten die vornehmen Damen bei der damals beliebten Sphe-niskoppele Handschuhe an. Heinrich III. schickte selbst in Handschuhen; und nachdem er sich von seinem Lager er-hoben hatte, wurden ihm die Nachhandschuhe abgenommen; er wurde gefaßt, geschmückt, parfümirt, worauf man ihm ein Paar feine, rezende Handschuhe präsentirte, die wie angegossen sitzen mußten — und über diese zog er dann ein anderes Paar an. Als dieser Fürst auf seiner Reise von Polen durch Wien kam, erregte es Aufsehen, daß er mit Handschuhen aß und trank — allerdings soll er „aus-brochene Hände“ gehabt haben. Bei den französischen Dau-dies des siebzehnten Jahrhunderts war es gang und gäbe, das Handgelenk mit schwarzen Wändern zu umhüllen, um dadurch die Hände, sobald sie die Handschuhe ablegten, noch weißer erscheinen zu lassen. In Rußland scheint man noch im Anlange dieses Jahrhunderts den Handschuh bloß in der Hand gehalten zu haben. Wenigstens heißt es in einem Geandtschaftsbericht über die Ermordung Paul's I. (1801): „Seine durch Sabelhiebe verfallene Hand war gegen die Sitte des Landes von einem Handschuh bedekt.“ Die Mode machte ihre Herrschaft nach jeder Richtung geltend; nach Gestalten modelte und änderte sie Schnitt, Form, Stoff und Farbe. Gewiß wäre es interessant, alle beliebten Farben, die zu Handschuhen gewählt wurden, kennen zu lernen. Beachtenswerth ist in dieser Beziehung

ein Wiener Modenbericht vom 30. August 1787: „So wen-ig unsere galanten Modepriecklerinnen sonst imte frem-dinnen der rosenfrüchtigen Aurore süß, so ahmen sie doch dieser schamhaft erröthenden Göttin hierin nach, daß auch sie ihre Hände jetzt allgemein zu einem leichten weißen Morgenanzuge mit auroorafarbenen Handschuhen überziehen.“ Wie die Farbe, wechselte auch die Form. Bedienten sich die vornehmen Damen im zwölften und dreizehnten Jahr-hundert kurzer Handschuhe, so trägt man sie dagegen im Anlange dieses Jahrhunderts so lang, daß sie „den Arm bis über den Ellbogen einpacken.“ Im sechszehnten Jahr-hundert benutzte man in Frankreich Handschuhe mit weiten Manichetten, die man „gants à la Crispin“ nannte. Ber-muthlich weil Crispin, die lustige Figur des allfranzösi-schen Theaters, zuerst einen bezaubernden Handschuh anlegte. Die Formen wechselten so oft, daß Abraham a Sancta Clara in die drohliche Klage ausbricht: „Es ist nunmehr bei unferigen Zeiten so weit gekommen, daß man sich fast gar nicht mehr in die neue Mode schicken kann, wenn solche fast alle Tage sich ändert, es kann sich kein Mensch versprechen einer gewissen Kleidung vor ein Frauen-Zimmer, weder vor den Kopf noch vor die Haar, vor die Brust, vor den Rücken, vor die Achsel, weder vor die Hände noch vor die Füße.“

Diese Verengerung des berühmten Wiener Sittenpöcklers läßt auf einen großen Luxus schließen, der in seiner Vater-stadt mit Handschuhen getrieben wurde. Sollte damit das Verbot, solche zu tragen, wie es sich in einem Patente aus dem Jahre 1659 findet, in Verbindung stehen? Wie alle ähnlichen Verurtheile, war auch dieses von keinem Erfolge. Zur Zeit Maria Theresia's hilden die hütger-lichen Handschuhmachermeister schon eine eigene Gilde mit eigenen Artfellen, in denen es unter Anderm heißt, daß die Gesellen am Dreifaltigkeit-Sonntag in der Kirche in „gemeinander Kleidung“ erscheinen und den Meßsen „an-dächtig beimohnen“ sollen. Den Meßsen wurde eingelehrt, daß sie bei ihren Versammlungen sich „stimm und friedlich betragen, folglich kein Geschrei oder Weh-klagen, nicht tanzen, lputen oder schänden sollen.“ Eben unter Maria Theresia, die Handel und Industrie ihre besondere Sorgfalt zuwendete, geschähen auch mehrere Versuche, die Fabrication der Handschuhe zu heben. Tüch-tige Gesellen wurden aus dem Auslande berufen. Allein der Erfolg all dieser Bemühungen scheint kein bedeutender gewesen zu sein. Wie Maria Theresia wollte auch Joseph II. diesen Zweig der Industrie zu größerer Blüthe bringen.

In Wien besonders fremde Handschuhe, wie „Glacé Cusures“ und sogenannte „Wald- oder Transparent-Hand-schuhe“, gesucht wurden, trachtete die Regierung, solche im Inlande machen zu lassen. Wilhelm Maffie war es, der dabeiselt zuerst französisches Fabrikat vererliche. Genio wurde die Erzeugung von bänischen und schwebischen Hand-schuhen gefördert, die damals in den Erbländern sehr be-liebt waren.

Unter Joseph II. machte die Handschuh-Fabrication in Wien größere Fortschritte. Aber mit dem Auslande konnte deswegen doch nicht concurrirt werden. Selbst der miß-fällige, größtentheils allzu merkbare Aufwand der inlän-dischen Handschuhe — heißt es 1804 — von der Voll-kommenheit der französischen, schwebischen und bänischen, der englischen, der Piemontese und selbst der Berliner und sächsischen Handschuhe läßt noch keine Veremegung der inländischen mit den ausländischen Handschuhen in ihrer Herstellung mit Grund versehen. Mit den wachsenden Ansprüchen an ein feineres Fabrikat mehrten sich auch die Klagen, zumal seit dem Anlange dieses Jahrhunderts der Luxus auf dem Gebiete der Toilette zugenommen hatte.

Als die Handschuhe — sagt 1808 die Banco-Hof-Deputation — „nach dem strengen Sinne des Wortes noch das waren, was der Begriff in sich faßt, wurde bey weitem weniger gefordert. Allein jetzt, wo die Mode an der weltlichen Kleidung so vieles verläuzte und die Handschuhe zu einer wahren Armbedeckung geworden sind, fordert man feiner gearbeiteten Stoff, eine besondere Zier-lichkeit im Schnitt, Eleganz der Färbey und Siderich, und mit einem Worte größere Vollkommenheit der voll-endeten Kaufmannswaare, welche als eines der vorzüglich-sten weiblichen Kleidungsstücke anzusehen ist.“ Die Banco-Hof-Deputation, welche Behörde zu jener Zeit über ge-werbliche Angelegenheiten ihr Votum abzugeben hatte, ging von der richtigen Ansicht aus, daß die Handschuh-Fabrication ein Luxusgewerbe sei, das sich nur in der Hauptstadt entwickeln könne.

Auch vom sittlichen Standpunkte aus befürwortete sie die Freiebung dieser Fabrication in Wien, weil sie merkw-ig, Frauenzimmern aus den besseren, aber leider bedrängten, mit schmalen Einkünften beheliten Ständen zur anstän-digen Subsistenz dienet — folglich mittelbar auch zur Er-haltung der Sittlichkeit dienet.“ Indem auch der Präsi-dent der obersten Finanzbehörde, Graf Karl Zichy, diese Anschauung theilte, genehmigte Kaiser Franz 1808 die Freiebung der Handschuh-Fabrication in Wien. Seit dieser Zeit blühte dieses Gewerbe. Und wenn bisher die „Wasserbremser“ neben dem Rechte, Kologilo, Aquavit, wozuliehende Wasser, Fabelspieren, Dozen, Masken z., auch die Befugniß zum Verkaufe von Handschuhen bean-spruchten, so änderte sich gerade in Folge der Freiebung

dieses Industriezweiges auch dieses Verhältnis. Nun, da das Monopol gefallen, konnten sich, angepornt durch die freie Konkurrenz, die Kräfte entwickeln und bedeutendere Leistungen erzielen werden. Nun eruchten sich, wie auf anderen Gebieten der Mode-Artikel, auch hier einige Meister durch Feinheit und Eleganz ihres Fabrikats eines Rufes, der ihre Handhabe für die vornehme Welt als muster-giltig ansehend ließ. Erst die Freiheit der Konkurrenz sicherte auch dem Wiener Fabrikate einen rühmlichen Platz in der Geschichte dieses Toilette-Artikels, der gleich allen Toilette Gegenständen der Beachtung des Eitelkeitsliebenden werth erscheint, denn ohne Rücksichtnahme auf die Geschichte der Toilette bleibt jede Culturgeschichte nur unvollständig.

Deutsches Gasthausleben vor dreihundert Jahren.

Von P. Belgarb.

(Nachdruck verboten.)

In unserer Zeit, in der ein palastähnliches Hotel nach dem anderen aus dem Boden wächst, kann man sich schwer einen Begriff von dem Zustande eines Gasthofs der guten alten Zeit machen. Wir besitzen eine Schilderung des Gasthofslebens aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die uns wieder einmal beweist, was für Wahrheit es mit der guten alten Zeit auf sich hat. Erasmus berichtet uns Folgendes: „Bei der Ankunft grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn diese halten sie für schmutzig und nichtbrütig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrien hast, steht endlich einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer aus ihrem Hause heraussehenden Schilbtrie. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Communionen an. Diese Heraussehenden muß man nun fragen, wo man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersieht du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung begleitet. Dort kommt du nach Betreten die Pferde nach deiner Weise besorgen, denn kein Diener legt eine Hand an. Wenn du etwas isst, heißt du gleich die Bede: „Ist es Dir nicht recht, so suche Dir ein anderes Gasthaus.“ Ist das Pferd besorgt, so begiebtst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist aller Götter gemeinam. Daß man, wie bei den Franzosen, eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmern oder Ausrücken anweist, kommt hier nicht vor, sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kommst auch das Pferd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Dien auf und gehst dich zu trocknen selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so lauer, daß du dich nach einem andern Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuhelfen. Kommt du um 4 Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle speisen, damit auch allen dieselbe Bedienung zu Theil werde. So kommen in denselben geheizten Raum häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen: Fuhrleute, Knecht, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knecht, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kommt der Eine sich das Haupthaar, dort wäscht sich ein Anderer den Schweiß ab, wieder ein Anderer reinigt seine Schuhe oder Reistiefeln. Niemand schiebt der Knoblauch auf; kurz, es ist ein Wirwar der Sprachen und Personen, wie beim Thurnbau zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind Aller Augen auf ihn gerichtet, als sei er irgend eine Art neu aus Afrika hergebrachten Geistes; und selbst nachdem sie an Fische Platz genommen, sehen sie den Fremdling beständig mit unverrichtem Auge an. Etwas inzwischen zu besprechen geht nicht an.

Wenn es schon spät am Abend ist, und keine Ankömmlinge mehr zu erwarten sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, gehorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, läßt seinen Wadl still stehend nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Dien desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wieweil die Sonne durch ihre Hitze läßt wird; denn es bildet bei ihnen einen vorzüglichsten Punkt guter Bedienung, wenn alle vom Schweiß triefen. Öffnet nun Einer, ungeduldet solchen Qualen, nur eine Fensterscheibe, so schreit man folgende: „Zugemacht!“ Antwortt er: „Ich kann es vor Hitze nicht aushalten!“ „Ist es nicht so?“ „Such Dir ein anderes Gasthaus!“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal wenn die Voren geöffnet sind, einen und denselben Qualen einathmen, in solcher Luft speisen und mehrere Qualen darin vermeiden müssen; nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Von dem stinkenden Kiefern giebt es Viele, die an heimlichen Krankheiten, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanische oder französischen Strafe leiden, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht größere Gefahr, als von Ausgesetzten.

Der härtige Gemüth kommt wieder und legt auf so viele Fische, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischfüße auf, grob wie Segelstuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Diejenigen, welche mit der Sandesfeste vertraut sind, sehen sich, wozu sie ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichem, zwischen Herrn und Diener. Sobald sich alle an den Tisch gesetzt, erhebt wieder der fauernde Gemüth und zählt nochmals seine Gesellschaft

ab, und legt dann vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzbecher und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brod, was sich Jeder zum Frühstück, während die Speisen loden, reingen kann. So sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgend Einer das Gessen begehrt, endlich wird der Wein von dem Bedienten Säure aufgeschikt. Fällt es nun etwa einem Gaste ein, für sein Geld um eine andere Weinorte, von anders wo her zu erlösen, so thut man anfangs, als ob man es nicht höre, aber mit einem Geichte, als wolle man den ungeschicklichen Begehrt umbringen. Wieders: „In diesem Gasthof sind schon so viele Strafen und Martern eingekehrt, und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert! Siecht es Dir nicht an, so suche Dir ein anderes Gasthaus!“ — Bald kommen mit großem Geräusch die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brodsstücke mit Fleischbrühe oder ist ein Fett- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen überzogen, dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pöselstücken oder eingekochten Fisch; wieder eine Mager, hierauf fettere Speise, bis dem wohlbedämmten Magen gebrautes Fleisch oder gelottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmack vorgelegt werden; aber hier sind sie parat und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgezeichneten Zeit sitzen bleiben, und viele, glaube ich, wird nach der Waffertasse bemessen. Endlich erhebt der bewusste Wirth oder gar der Gastwirth selbst, welcher letztere sich um wenigsten von keinem Diener in der Kleidung unterscheidet, dann wird auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind dem Wirth angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken, denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte in Wein verzehren als das, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zu verwundern, welches Wärmern und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner verliert den Andern. Häufig mischen sich Pöselstücken und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Gäste an diesen Tönen finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Gelächel, ihre Sprünge und Einwürfe doch und keiner den Andern hört, und doch glauben sie so recht angenehm zu leben und man ist gewonnen, bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben. Ist endlich der Köpfe abgetragen, der ihnen nur schmachhaft erscheint, wenn er stinkt oder von Wärmern wimmelt, so tritt wieder jener Wirth auf, mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Maßlinien gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trübem Gesichtes, wie Gharon. Die das Geschriebene kennen, legen und zwar Einer nach dem Andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist; dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im Stillen nach. Zieht nichts an der Summe so nicht er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerichte Bede. Wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: „Was ist Du nur ein Einziges? Du zählst um nichts mehr, die Andern!“

Wünscht ein von der Reize Ermüdeter folgende nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die Uebigen sich niedersetzen; dann wird jedem sein Rest gezeigt und das ist weiter nichts, als ein Bett; denn es ist außer dem Bette Nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Elementarier sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden! So weit Erasmus.

Bei einem solchen Zustande des Lebens in den Gasthöfen ist es nicht zu verwundern, wenn beispielsweise der Kurfürst von Brandenburg Johann Georg erklärte, daß die Prälaten und Stände des Kurfürstenthums, um nicht gezwungen zu sein bei ihrer Anwesenheit in der Hauptstadt in „gemeinen Herbergen“ zu liegen, sich eigene Häuser in Berlin anzuschaffen hätten.

Die Blumenzeit und Fabrikation von Parfüms in Südfrankreich.

Seit etwa hundert Jahren hat die Blumenkultur im Großen und die Fabrikation von wohlriechenden Essenzen im südlichen Frankreich eine löbliche Industrie gebildet. Der Hauptstadt, in welchem die Fabrikation betrieben wird, ist Grasse im Departement der Seiden, doch lebt auch ein großer Theil der Einwohner von Sommeres, Nimes, Lyons und Sellans von diesem Gewerbezweige. Die hauptsächlichsten Blumen, welche gezogen werden, und ihre Entzzeit sind Weiden, Jonquille und Nelken im Februar, März und April. In milden und leichtem Wintern blühen die Weiden jedoch schon im Dezember. Rosen und Orangebäume, Myrtan und Rosenmarie werden im Mai und Juni, Jasmin und Herbstjasmin im Juni und August, Kardenel und Narde im September und die Azalee im October und November geerntet. Die Blumen-ernte erstreckt sich also auf Dreizehntel des Jahres; die Hauptschäftigkeit findet jedoch im Mai und Juni statt, wenn die Rosen und Orangen in voller Blüthe stehen. Myrtan Rosenmarie und Kardenel gehören zu den weniger wichtigen Produkten und werden hauptsächlich von kleinen Landwirthen gezogen, die nur eine geringe Qualität an Essenzen produzieren, die jedoch zur Veredelung und Veredelung der in den großen Fabriksfabriks der Städte und Dörfer fabricirten guten Sorten verwendet werden.

In Sellans, in der Nähe von Grasse, bildet die Blumenzeit den Hauptindustriezweig. Die wichtigste Bedingung für das Gedeihen der Pflanzen scheint nach den praktischen Erfahrungen eine Höhenlage von 500 bis 2000 Fuß zu sein. Blumen, die an hochgelegenen Stellen wachsen, sollen reicher an Geruch verkommen. Ein an Kalksteinen reichhaltiger Boden, eine vor Nordwinden geschützte Lage, die nicht vom Neel im Frühjahr und Herbst wie das feuchte Stieland heimgeführt wird, Regenfall stets hindert, ist und oft vom Mai bis September täglich ausbleibt, ist eine Bewässerung für die Blumenkultur

ebenfalls wichtig, wie für jede andere Pflanze. Man sagt, daß Blumenreicher und Parfümsfabrikanen am Mittelmeere ihren Erfolg nicht weniger dem schönen Klima der Provence zuzurechnen als ihrer durch blühfertige Bräun begünstigten Erziehung in der Fabrikation, was ebenfalls viel Gewicht wird auf die Zucht der vorzüglichsten, einzelnen Blumen gelegt und jede Erziehung von Varietäten, wie es die heutige Gartenkunst vermag, streng vermeiden.

Die Rosen an den Abhängen von Sellans sind die einflussreichsten, und der Hauptzweck derselben wird allen, durch künstliche Zucht veredelten Saucetten, hervorgehen. Vom Jasmin wird nur der weisse benutzt. Die Pflanzen werden in diesen Weiden, etwa 25 Centimeter von einander gesetzt und gezogen und ebenfalls fünf bis sechs Jahre, während der hohen zwischen den Pflanzen stark gebildet wird. Nachdem die Wurzeln gesammelt sind, wird der Stamm bis auf einige Centimeter über der Erde abgeschnitten, damit die ganze Kraft der Pflanze in denselben der Entzzeit reifen können bei den Blüthengezeiten.

Während der nächsten Saison erhalten bleibt. Die Rosen sind und sammeln die täglich Hübler mit Wagen durch das Land und sammeln die Wurzeln bei den Blüthengezeiten. Die geernteten Weiden schwanken je nach der Erntezeit der Ernte und der Nachfrage an dem Markte. Die Saucetten sind so schnell wie möglich zum nächsten Fabrikanten abzugeben und abgetrennt, während die Blumen noch frisch sind. Die Blumen werden gewöhnlich des Morgens, sobald der Thau der vorhergehenden Nacht eben verdunstet ist, gepflückt. Die Fabrikation der Parfüms umfaßt die Herstellung von Bomben und wessentlich aus dem Oelen durch die Destillation. Jede vollständige Fabrik ist mit Apparaten für die Destillation versehen. Für Bomben werden vornehmlich Jasmin, Herbstjasmin, Jonquille und andere Blumenorten verwendet.

Ein vierter Rosen von Tomenode, etwa 50 Centimeter hoch und 70 Centimeter lang, umschließt eine harte Glasplatte, die auf beiden Seiten mit einer dünnen Schicht aus Schmalz und Talg bestrichen ist, welche Wärmung vorher durch Kochen und Durchsieben gereinigt wird. Die so präparierten Bomben werden in 2-3 Meter hohe Stäbe von einander gestellt, um für die Saison jeder Blume fertig zu sein.

Sobald die Blumen entnommen, werden die Bomben in Stengeln gepflückt und über die Glasplatte in jedem Rahmen ausgebreitet. Die geernteten Blumen werden alsdann wieder überhobenbereinigt und es bilden die Döselinlagen, die von den erdähnlichen Fettstoffen befreit werden, deren mit den erdähnlichen Fettstoffen befreit werden, deren Blüten und Blätter ausgebreitet sind. Die Destillation abstrich der Duff; die ausgelegenen Blumen werden täglich entfernt und durch frische ersetzt und jeder Prozess wird zwei bis vier Wochen hindurch, je nach der gewöhnlichen Intensität des Parfüms der Bombe, fortgesetzt, welche alsdann mittelst eines in weiten, dünnen Stensens von den Wässern getrennt und in Flaschen zum Export verpackt wird. Durch die Wirkung werden die aromatischen Duffe aus den Blumen extrahirt und in Form der Bomben ab dem Markt gebracht. Durch Behandlung mit Alkohol gewinnt der Duff noch erheblich an Stärke und in dieser Form kommen diese wohlriechenden Wasser in den Handel. Schlechte Bomben werden durch Wässern der Blumen in Fett und Auspressen des Nüchterns gewonnen. Die ausgezogene Masse liefert dann den Duff für Toilette-seifen etc. Das Verarbeiten, wofür das beste das feinste raffinierte Olivenöl verwendet. Mit diesem Duff werden Stoffe rober Baumwolle gefärbt, welche alsdann über ein Dreieck über Blumen aus Tannenholz getrieben werden. Die Blumen werden über das mit Del getränkte Tuch gelegt und die Blumen, wie bei dem ersten Prozess, überanderung gestellt, so daß der Duff der Blumen wie in ersten Falle abstrich wird.

Essenzen und Parfüms werden durch gewöhnliche Destillation gewonnen, indem die Blumen in Wasser in großen Destillationsgefäßen gekocht werden. Der Dampf wird in kaltem Wasser und wird in Kupfergefäßen kondensirt. Durch geschickte Kombination der Duffe verschiedener Blumen und unter Zufuhrung von Chemikalien kann eine große Varietät von Wohlgerüchen, wie z. B. Sandelholz, Jodessenz und andere hergestellt werden. In Frankreich wird die Arbeit meistens von Frauen bezeugt, welche täglich durchschnittlich 1 Str. verdienen, in der Rosen- und Orangenzzeit jedoch über das Doppelte erzielen. (Doppel-31a.)

Mannigfaltiges.

Säcular- und Semisäculartage.

10. 10. Juli 1838. f. in Paris (Italien) Burg. Melus Habriaus, 117-183 römischer Kaiser, herzoglich in Velletri, Kunst und Wissenschaft; geb. 2. Januar 1798 zu Rom.
15. 10. Juli 1838. f. St. A. K. K. Kaiserliche Kunst, zuletzt Professor etc. in Berlin, auch als Buchdruckerlehrer namhaft; war geb. 22. Dezember 1796 bei Hildesheim.

Charade.

Mein Erstes ist das Glück der Kinderzeit,
Und ist der Alten stilles Vergnügen;
Es ist das Siegelbild der Wirklichkeit!
— Ist Mimenkunst — und kann dich leicht betriegen.
Es ist der Dämon, der dein Herz verführt,
Wenn du mit Leidenschaft dich ihm ergebst —
Es ist der Engel, der die Seele rührt,
Wenn seine Schwärmen langsam dich umschweben.
Mein Zweites machst dich auf der Hören Tanz;
Mit Wassertröpfchen und mit Sonnenstrahl;
Mit Sandgestirn und mit Gold- und Silberglanz.
Mit summen Wadl, mit lautem Wort und Tadeln.
Mein Ganzes ist halb Ernst und halb ist's Scherz;
Des Aeuerns Kraft leidet ihm des Ersten Feind;
Es heitert auf — und es erheit das Herz —
Im frohen Dienst der lieblichsten Komödie.

Lösungen zu Nr. 26.

1. Silbenaufgabe: Weide, Iron, Stanislawow, Julia, Cirrus, Gehrt, Dogenes, Ebert, Remichard, Ede, Keller, Dole, Eger, Gehrt, Remone, Heberhüter, Frau, Rodapp, Ehom, Irene, Nanni, Eimon, Citronen, Samover, Alisa, Eimon, Eim.
(Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!)
2. Charade: Blumenzeit.
3. Räthsel: Pfeffer und Salz.
4. Charade: Dreieck.

Correspondenz zu Nr. 26.

- A. Weber, C. Kranke in C. alles richtig. D. Schulz, Anna Petrus in 23. f. Hoffmann, Anna G. 23 4 richtig. Emil Schmidt, Maria A. 23 richtig. Anna G., seltsam stülper Willen Kranke in 3, Familie Petrus 3 richtig. Anna G., seltsam stülper Willen Kranke in 3, Familie Petrus 3 richtig. C. f. Selma G. 2 richtig. A. Bauer, richtig. C. Weber, die Bescherer an eine bestimmte Blume gekocht hätte, so würde er der Charade eine andere Fassung gegeben haben.

Verantwortlich Julius Mandel. — Bild: (die Buchdrucker (R. Rietschmann) in Halle.